

(2. Fortsetzung.)

Der Vater, schon an der Thür, brach sich um und donnerte: „Junge, Deine dummen Theorien will ich mir noch gefallen lassen, vergiß nur nicht den Respekt, den Du mir schuldest.“

Roberts rothbraunes Gesicht entfarbte sich.

„Respekt?“ sagte er mit bebenden Lippen. „Ein altes Wort! Wir sagen heute ‚Achtung‘, und die wird nicht erzwungen ... durch lautes Sprechen.“

Im Ru stand Herr Schwendi dem Sohne gegenüber und rief mit zorniger Stimme: „Roberts, ich bitte Dich, ... lei Wort mehr ... sonst ... Gott be lüte, ich könnte ...“

Mathilde sprang mit schlotternden Armen und bleichem Gesicht davor; sie umschlang den Vater und bat:

„Papa, liebster Papa, ... ich liebe Dich an, ... beruhige Dich ... Robert wird schweigen.“

Ueber Roberts Gesicht lag ein eisiges Lächeln ausgebreitet; er streckte die Hände in die Taschen seiner Sammetjacke und wippte mit den rechten Fußen. Seine Nasenflügel bewegten sich lebhaft, als er ruhig sagte:

„Sonn! ... Papa, Du willst doch nicht angedeutet haben, daß Du mich schlagen würdest?“

Gurgelnd kam es leidenschaftlich zurück: „Und wenn? Du willst doch nicht sagen, daß ... Du Mensch ohne Gefühl und Vernunft!“

Nun verlor Robert doch seine Ruhe mühsam behauptete äußere Ruhe, ... zischend rief er:

„Du meinst doch nicht, daß ich so etwas ruhig hinnehmen würde. Wenn Du die Hand gegen mich erheben solltest, bist Du nicht mein Vater, sondern ein Fremder, der sich an mir vergreifen will, und ...“

„Bub! ... infamer Bub!“, schrie der Vater und stürzte auf Robert los. Mit einem Aufschrei brach Mathilde zusammen. Das brachte den Vater sofort zu sich. Er hob die Halbohm mächtige vom Boden, trug sie auf den Divoan und bemühte sich, sie wieder zu sich zu bringen, der Schweiß trat ihm auf der Stirne hervor. Er blickte wie hilflos nach unten, sah Robert verzweifelt dastehen und rief ihm zu:

„Wehe die Mama! Und dann ... fort aus meinem Haus, fort!“

Robert schwankte zur Thür hinaus.

2. Kapitel.

Als Frau Johanna ins Zimmer hürrte, hatte sich Mathilde bereits wieder in einem erholt. Bald darauf kam Dr. Sellin, den Robert gebracht hatte.

„Nichts als ein nervöser Schod“, sagte der Arzt. „Bis auf Weiteres träge, leicht verbaleiche Köst, einige Tage Bett hüten, dann viel Spazierengehen, ... Vermeidung jeder Erregung. Im Sommer wollen wir dann etwas Gründliches in Angriff nehmen. Ach ja, das Großstüben!“ rief er plötzlich mit töndendem Zorn. „Das macht die Nerven reberlich. Hütte ich Gesehe zu machen, mühte jeder Mensch bis zu seinem zehnten Lebensjahre auf dem Lande leben, und von da ab je fünf Jahre abwechselnd draußen und in der Großstadt verbringen, in der allein allerhöchste geistige Nahrung in genügendem Maße und in der geeigneten Qualität vorhanden ist. Dann würden wir weniger Bleichgesichter und viel mehr glückliche Menschen haben.“

„Ja, Fräulein Mathilde soll sofort zu Bett gehen und an nichts denken. Morgen komme ich wieder, ... bis zu Ihrer Beruhigung. Gute Nacht allerseits!“

Auf dem Treppengang erinactete ihn Robert in ängstlicher Spannung. Die Ankunft des Arztes beruhigte ihn. Er begab sich in sein Zimmer. Er sah lange nachdenkend im Hause. Dann schrieb er: „Liebe, ant: Mama! Es ist mir nun klar geworden, daß ich mit Papa niemals harmonieren werde. Nach seinem, mich tief verletzenden Benehmen von heute Nacht kann ich nichts anderes thun, als das Elternhaus verlassen. Ich ziehe vorläufig ins Hotel Germania. Gräme Dich nicht. Du behalte alle Mütter, nimm die Sache nicht tragisch, und denke, daß dem Vater Dir und mir nun viel Ärger erspart bleibt. Wie, wenn ich einige Jahre ins Ausland gegangen wäre? So weißt Du mich doch in der Nähe. Hübe werde ich trotzdem nicht aus den Augen verlieren, das thut Noth, denn sie befindet sich gerade in einem kritischen Stadium. Der Vater ist ihr gegenüber zu schwach; Du, Mama, mach dich bereit, Du glaubst, auf sie durch Sanftmuth einzuwirken zu können. Du überhätst, daß Mathilde im Kern denn doch ein Mädchen alten Styles ist, das bei so ausgesprochenen Neigung zur Modernität träftig behandelt werden muß. Und das will ich schon besorgen, so weh es mir thun wird, daß ich mein Thun; Schwärzchen werde raub anlassen wissen. Nicht ... ob ich nicht ihr

Streben billigte. Ich hatte sie bloß für zu schwach, nicht bloß körperlich, und will verhindern, daß sie mitten auf dem Wege zum Neuen zusammenbrüche. Ich küsse Dich als Deln ge treuer Sohn Robert.“

Nachdem er den Brief geschlossen und ihn so auf den Tisch gelegt hatte, daß er jedem Eintretende sofort in die Augen fallen mußte, begann er seine Kleidungsstücke, Bücher, Briefe zusammenzusuchen und packte alles sorgfältig in den Koffer, der seit der Rückkehr von seiner letzten Agitations reise in der Provinz noch im Zimmer stand.

Es war vier Uhr Morgens, als er damit fertig war. Es verlohnte ihm nicht mehr der Mühe, sich erst auszu schliden und zu Bett zu gehen; er legte sich in den Kleider auf die Dede und rauchte eine Zigarette nach der andern.

Nun sich sein Blut langsam beruhigt hat, glaubt er unparteiisch sagen zu können, daß nicht er an dem heutigen Streit mit dem häßlichen Ende Schuld getragen hat. Seine Abicht ist es gewesen, durch eine eruchte, sach gemäße Aussprache ein friedlicheres Verhältnis anzubahnen. ... schon der Mutter zu Liebe, damit sie zum mindesten den Familienfesttag in ungetrübtter Heiterkeit begehen könne. An einen dauernden Frieden mit dem Vater konnte Robert nun gar nicht mehr glauben. Es ist nicht einmal gesahlt, für die kurze Spanne Zeit die feindliche Stimmung zu bannen. Er ruft sich noch einmal die stürmische Szene in das Gedächtniß zurück und springt nun empört vom Bett herab, denn er sieht wieder die herrliche Miene des Vaters, vermehrt aus drohende „Sonn!“ ... Welche unmäßige Anschauung, daß der Vater oder Mutter der unfehlbare Richter der Kinder sei! und wie läppisch die Motivierung ist — gerade als ob es ein Akt besonderen Edelmuthe wäre, daß Eltern den Sprohling lieben! Daraus leitet man dann Allwissen und das Recht auf Tyrannie ab. Umgekehrt soll das aber nicht gelten — das erwachsene, reife Kind darf die Eltern nicht richten, das jüngere Individuum, das im Allgemeinen bei der stetig fortschreitenden Kultur geistig entwickelter ist, soll Zurechtweisung und Bestrafung für irgend ein begangenes Unrecht schweigend hinnehmen und darf den Eltern, welche es tragt eines Naturgesetzes doch auch liebt, keine Handlung vorwerfen, selbst darf das Kind es nicht, wenn keine Erzeuger eben dasselbe Unrecht begangen haben sollten. Was dem Einen recht ist, sei dem Andern billig.

„Ah, wenn er es gewagt hätte, mich zu berühren“, sagte er mit heiferer Stimme, „ich hätte ... ich hätte ...“ Er blieb auf einmal stehen, wie wenn ihn die physische Kraft verlassen hätte, die erhobenen Fäuste fielen ihm herab und östneten sich, ein Schüttelfrost erfaßte ihn. Er tant in einen Lehstuhl. Absehen gegen sich selbst überkam ihn. Es tröstete ihn nur wenig, daß er das schenliche Wort nicht auch ausgesprochen hatte; im Geiste war es ja doch gesagt. So tief ist er also gesunken! Er bebedte sich mit den Händen das Gesicht vor Scham und Reue. So marterte er seine Seele lange, lange. Dann ward es in ihm allmählich ruhiger, er spürte deutlich, wie seine Gedankenfähigkeit erschläft und eine wohltuende Mattigkeit in Körper und Geist sich ausbreitete. ... er athmete nun auch regelmäßig, ruhiger und schlief endlich ein.

Gegen acht Uhr Morgens erwachte er getrübt und frischen Geistes. Er erinnerte sich gleich der Selbstmord rüte, der zermürdeten Stimmung und lächelte. Wie thöricht, sich eines imaginären Vergehens wegen zu quälen! Wenn die Menschen sich nur des falschen Pathos entledigen könnten, sie würden ihres Lebens froher werden.

Er sah zum Fenster hinaus. Ein düsterer Morgen. Graues Gewölkt zog ellig über den Himmel. Von den Dachrinnen tropfte es unaufhörlich, einödnig; Schlüpfriger Schmutz bedeckte Fahrschrauh und Trottoir. Das heftige Plattern einer Fahne an einem gegenüberliegenden Hause zeigte, wie wenig es war; und daß der Wind tollt wiehe, erkannte man an den blau-rothen Gesichtern und dem Hasten der Passanten.

Ohne daß Robert sich dessen bewußt ward, verstimte ihn das unfreundliche Wetter. Er klangelte, sagte dem erscheinenden Diener, daß er auf mehrere Wochen abreise, und hief den Koffer hinunterbringen.

Als Robert in den Wagen hief, beschlich ihn ein weiches Gefühl. Er schüttelte es gleich ab.

Der verstohene Sohn verah! die Stätte seiner Jugend, das trauliche, sterliche Heim und zieht hinaus in die kalte Fremde, gepeinigt von Gewissensbissen und das Herz voll Angst vor dem Unbekannten“, deklamirte er leise und ein ironisches Lächeln huschte

über sein Gesicht. Der Diener wünschte „Glückliche Reise“ und ging. „Los, ... Hotel Germania!“ rief Robert.

Nun freute er sich ordentlich, daß er den Entschluß durchführte. Warum nicht schon früher? Im Elternhause war er ja doch stets auf dem ewigen Krieg mit dem einen oder anderen Gedanken, die zu einem Wortwechsel hätte führen können, und vor einem angreifenden Wort des Vaters. Jetzt empfand er gegen ihn nicht mehr den geringsten Groll; der Vater, ein überzeugungstreuer Mann, konnte ja gar nicht anders sprechen und handeln, ... das wird ihm von seinen Anschauungen einfach vorge schrieben; der heftige Zusammenprall alter und neuer Ideen ist natürlich, unvermeidlich. Jetzt wird die tägliche Gelegenheit hierzu fehlen, wer weiß, ob die Flucht aus dem Elternhause nicht gerade die Spannung mit dem und ihm ermöglichen wird, ohne Angst vor einer Scene an dem Familienfest teil zu nehmen! Dann gab es noch einen Vortheil. Das Unterdrücken seiner Ansichten um des Friedens willen, die stete Erwartung einer Mißde seitens des Vaters, die oft ungemüthliche Stimmung im Hause hatten im Laufe der Jahre Robert geradezu nervös gemacht, was dann auch in seinen Vorträgen, bei seinen publizistischen Arbeiten, selbst im Verkehr mit den Vereingenoßen mißunter in unangenehmer Weise zu Tage trat. Jetzt sind die Ursachen der letzten Erregung fortgesallen, jetzt wird er sich auch mit kälterem Blute, mit mehr Ueberlegung seiner großen Sache widmen können.

An diesem Tage herrschte in der Schwendi'schen Familie eine unheimlich wirrende Stille.

Der Vater fühlte sich in Folge der Aufregungen der verfloffenen Nacht nicht ganz wohl und unterließ, nach langer Zeit wieder einmal, die Fahrt nach der Fabrik. Roberts Auszug kam ihm ganz gelegen. Er betrachtete dies als eine Art offizielle Kriegserklärung und nahm sie gern an. Bald hätte er einen Plan entworfen, ... was Dr. Sellin als Methode bei Mathilde vorgeschlagen, wird er bei dem unbotmäßigen Sohne anwenden, er wird ihn öffentlich lächerlich zu machen suchen. Und er fing an darüber nachzudenken, wie er das am besten in Scene setzen könnte.

Frau Johanna ging wortlos im Hause umher, in der Beschäftigung mit der Wirtschaft Ablenkung suchend. Dazwischen plauderte sie ein wenig mit dem Gatten, dessen ruhiger Heiterkeit ihr auffiel.

Mathilde lag im Bett und las. Der Mutter kam es vor, sie sei niedergedrückt, sie war es auch, obgleich sie sich unmöglich irgend welche Schuld an den unerwarteten Vorgängen des Vorabends beimessen konnte. Was hatte sich Robert in ihre Angelegenheiten eingemengt? Er wird schon allein mit sich fertig werden und was die Stellung der Eltern betrifft zu ihrem Entschlusse, sich ein wenig selbstständig zu machen, so hofft sie, durchzudringen, ohne daß es zu einer Entfremdung kommt.

Als die Mutter dann wieder nachsehen kam, wollte Mathilde mit ihr über die Sache von gestern sprechen.

„Rein, mein Kindchen“, erwiderte Frau Johanna. „Das geht nicht, hat auch keine Gile. Du würdest Dich dabei bloß aufregen, und Dr. Sellin hat uns so sehr ans Herz gelegt.“

„Aber Mamachen“, fiel Mathilde ein, „wenn ich Dir sage, daß dies nicht der Fall sein wird.“

„Rein, Thildchen“, entgegnete die Mutter mit sanftem Nachdruck und küßte die Tochter auf die Stirn. „Du sollst und müßt eine Weile gedankens los daliegen; auch daß Du Dich in so ernste Bücher jetzt vertiefst, gefällt mir nicht.“

„Mama, ich kenne mich doch, bin ja kein kleines Kind nicht mehr, mit zwanzig Jahren ist man ein Vollmensch, der weiß, was er thut und thun soll. Bitte, sehe Dich zu mir!“ Sie hatte sich ausgerichtet; ungebuhdiger Unmuth zeigte sich in ihren Zügen. Die Mutter seufzte.

„Nun sieh, wie Du bist, Kind. Jetzt regst Du Dich selbst müthwillig auf.“

„Was kann ich dafür, Mama? Thust Du mir nicht den Gefallen, mich auszusprechen zu lassen, mich anzuhören, dann werde ich wohl, gegen meinen eigenen Willen, erst recht nicht Ruhe bewahren können. Es ist jedenfalls besser, Du thust mir den Gefallen.“

„Was wollte die Mutter thun?“

„Ah, Ihr schlimmen, neuen Menschen“, sagte sie traurig lächelnd, indem sie sich zu Mathilde ans Bett setzte. „Zum Verlehr mit Euch gehört ein großes Maß von Gehuld. Nun sag, was Dir am Herzen liegt, aber denke und sprich wahrheitsliebend, gleichsam als hörte Dir Niemand zu und als ginge das Niemand wie Dich allein an.“

„Ich habe auch gar nicht viel zu sagen, liebste Mama. Du weißt ja, daß mir im Laufe der letzten Jahre allmählich die Augen aufgegangen sind. Ich habe das ja nicht geheim gehalten. Gestern nun forderte mich Kollege Freyung auf, mit ihm das Theater zu besuchen. Als ich mit der Antwort zögerte, flog ein ironisches Lächeln über sein Gesicht. Im empfang, ohne erst zu überlegen, sofort, daß er Recht hatte, ... man hat ja Anschauungen nicht bloß zu innerer, sozulagen platonischer Befriedigung, man muß sie doch auch bethätigen. Dann fiel mir auch gleich ein, daß es Papa und noch mehr Dich tranken würde, wenn ich urplötzlich so handele, wie ich schon lange denke. Aber ich sagte mir: Vorbereite sich ein, daß ich doch schon; vorerst darüber verhandeln kann zu einer Vermittlung führen; da ich denn doch früher oder später mit dem alten Plunder „mädchenhafter Zurückhaltung“ aufzukommen will, so sei es gleich jetzt, unetwartet für meine Eltern, sie sind nicht eines Sinnes mit mir, wohl, aber mit einem fait accompli findet man sich leichter ab. Nun, liebste Mama, sprich aufrecht, ... kann man bei ruhiger Ueberlegung etwas Anstößiges, Tadelswerthes drin finden, daß ich mit einem Kollegen ins Theater gehe oder einen Abendspaziergang mache?“

„Rein, eigentlich nicht, wirklich nicht!“, erwiderte die Mutter. „Ihr wart aber dabei sehr schwer zu Mülhe. Sie wollte jedoch nicht sagen, was sie darüber dachte, in der Belorgniß, Mathilde, die ganz gleichgültig schien, damit zu ärgern; sie hielt es überdies für angeeigt, der Tochter vorläufig in allem Recht zu geben, damit nicht ihr Widerpruchsgeist rege werde.“

Frau Johanna litt sehr unter dieser Wandlung der Dinge. Sie prüfte sich, ob sie je einmal etwas verabsäumt hatte, das einer sorgsamten Voller Pflicht ist, ... nein! Sie hat voll liebevoller Aufmerksamkeit das Aufsteigen von Gedanken und Gefühlen in der Seele ihres geliebten Mädchens beobachtet, hat, wo Anlage zu Unkraut vorhanden waren, mit vorsichtiger Hand die Auswüchse entfernt. Seufzend dachte sie: Es herrscht eine Art geistige Epidemie unter der Jugend von heute, das Tempo der Entwidlung ist sieberhaft fest, zu rasch, und das liegt in der Luft, gegen diese Anstiedung kann man die Kinder nicht schützen. Oder war es zur ein Fehler gewesen, Mathilde ans Konversationsorium gehen zu lassen? Aber andererseits, ... ihre ausgesprochene Begehrung für Musik, besonders für das Klavierspiel, erheichte die weitere Ausbildung in der Hochschule, obgleich es allgemein bekannt war, daß unter den Schülern und Schülerinnen eine etwas leichtere Auffassung der alten Sädlichkeitsvorschriften herrscht. Es ist ja nicht zu leugnen, thöricht sind ja viele von diesen „Du-sollst“ und „Du-sollst-nicht-Paragrafen“, aber sie bilden doch eine Art schützende Hecke gegen unmittelbare Angriffe auf die Sittlichkeit. Auch Mathildens erster Schritt vom Wege der Konvention hätte gar nichts zu sagen, wenn es eben bei diesem ersten Schritt auch bliebe. Denn die Gefahr ist vorhanden, daß der Tochter die Zwingelhaftigkeit behagen und sie, ohne es selbst zu bemerken, langsam, Schritt für Schritt auf diesem Seiteweg weiter wandeln wird, bis sie nicht mehr zurück können wird ... Das flog der Mutter pfeilschnell durch den Sinn.

Und nun, wenn möglich, über das Verhältnis zwischen Mathilde und Freyung Klarheit zu erhalten, was vor Allem als das Nothwendigste erschien, fragte anscheinend Frau Johanna ganz harmlos:

„Kennst Du den jungen Mann schon lange?“

„Er ist ungefähr drei Monaten.“

„Und gefällt er Dir — ich meine, nicht sein Äußeres, sondern sein Wesen und sein Charakter?“

Mathilde lächelte.

„Sei ganz ruhig, Mama, ich bin in ihn nicht verliebt. Er ist ein kluger, ruhiger Mensch und wie ich glaube, guten Herzens — ein angenehmer Kamerad für mich, nichts weiter als das und sonst ein genialer Musiker und interessanter Gesellschafter. Wie ich schon gesagt habe: Ich kann mich überhaupt nicht verlieben, dazu bin ich denn doch zu vernünftig. Wir von heute können uns von dem düstigen Wein der Liebe nicht berauschen lassen, denn wir trinken bloß Wasser, das klare Wasser der Wahrheit.“

„Bist Du der Meinung, daß er geistig höher steht als Du?“

„Ohne Zweifel, Mama. Trotz seiner Jugend besitzt er ein umfassendes und dabei gründliches Wissen, er ist auch von außerordentlicher Geistes scharfe.“

„Nun, das ist ja sehr erfreulich. Und wie stellt er sich zu Dir, heat er auch so etwas wie kameradschaftliches Wohlwollen für Dich?“

„Das kann ich nicht genau wissen, aber ich denke doch, ich bin ihm etwas mehr, als er mir. Er scheint mich sehr gern zu haben, aber ich mache mir gar nichts daraus.“

„Dann ist's gut, Thildchen. Du magst mit ihm frei verkehren und ich werde ihn sogar gern recht häufig bei uns sehen. Ich merke, Du bist in der letzten Zeit gereift, Du hast ein ruhiges Urtheil, einen festen, aus vernünftiger Ermägung hervorgehenden Willen, Du bedarfst wahrscheinlich nicht mehr des Gängelbandes, ich gebe Dich frei, mein liebes Mädchen.“

Mathilde küßte die Mutter innig.

„Tausend Dank, liebste Mütterchen, daß Du mir keine Schwierigkeiten machst. Ach, wie glücklich bin ich darüber! Mir war so bange davor, daß es zwischen uns werden würde, wie bei Papa und dem armen Robert.“

Der ruhige Verlauf der Auseinandersetzung schien auf Mathilde erfrischend gewirkt zu haben; ihr Gesicht hatte nun den grauen Ton nicht mehr und der matte Blick der Augen war verschwunden. Darüber freute sich Frau Johanna sehr. Allein ihr blieb doch von dieser Unterredung ein bitterer Nachgeschmack — es wäre ihr beinahe lieber gewesen, wenn sich bei Mathilde etwas mehr Wärme geäußert, während sie von Freyung gesprochen, das wäre ja natürliches gewesen, als ihre kaltsblütige Kritik, das hätte gezeigt, daß in ihrer Seele das Gefühl doch noch lebhafter glüht ... oder hat Mathilde Komödie gespielt, hat sie mit Vorbedacht gelassen gesprochen, um sich nicht zu vertragen? Frau Johanna wies diese Vermuthung gleich wieder ab; vor Allem wollte sie gar nicht annehmen, daß Mathilde so durchtrieben ist, um sich verstellen zu können; und dann: in der seelischen Verfassung, in der sie sich jetzt befindet, hätte sie mit der Wahrheit nicht hinter dem Berge gehalten. „Ist es vielleicht gar das Richtige, anzunehmen, daß Freyung keinen tieferen Eindruck auf Mathilde gemacht hat ... Das ist zwar nicht sehr wahrscheinlich, aber immerhin nicht unmöglich, das wäre ja herrlich!“ sagte die Mutter mit dem innigen Wunsch, daß die letzte Vermuthung sich als zutreffend erweise, denn sie konnte nicht ohne Widerwillen an Freyung denken, der ihr als ein eis-kalter Quast erschien, dessen Ruhe ihr für einen Mann seines Alters nicht gefallen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die grüne Stunde.

Zweimal am Tage schlägt dem Pariser die Stunde des Apertifs, auch poetisch die grüne Stunde genannt. Einmal um die Mittagszeit, kurz vor dem Gabelstühler, dann aber — das ist die große Stunde! — abends gegen sechs Uhr. Aus den Bureaux, aus den Werkstätten und Wertplätzen köndt das Meer, der Kopf- und der Handarbeiter, u. zertheilt sich in ungezählten Bächlein in ebenso ungezählte Cafes, Sdents und Wintelsneipen. In kleinen Gruppen legt man sich entwober draußen vor dem Cafe an eins der winzigen runden Racmor oder Eisenstüchchen, an denen der Strom des Verkehrs vorüberbrandet, oder die Stammgäste nehmen drinnen auf abgeschabten Plüsch- oder Lederlofen Platz, wenn sie nicht vorziehen, am Sdentsisch, dessen blantes, weisses Metall mit den vielen kupfernen Hähnen und den aufgezplanten Flaschen verführerisch glänzt, stehend eine Unterhaltung mit der Wirthin anzunehmen; moderne Jugend schwinnt sich, atavistischen Regungen folgend, mit affenartiger Behendigkeit auf einem der lehnenlosen, hohen Barstühle und kuetzt sich gelümmten Rückens vor den Tisch.

Der Kellner erscheint, die schmäßige Serviette malerisch um den Hals geschlungen. Bei den Stammkunden fragt er nicht lange. Hinter ihm her schleppt der Piffole unterem Arme eine große Batterie von Flaschen mit rätselhaft buntem Inhalt und pruntpollen Etiketten. „Hier ein Vermouth.“ „Dort Cossis.“ „Dort Vermouth mit Guignolet!“ „Eine Grüne für Monsieur Durand!“ ordnet der Kellner an und stellt gleichfalls auf das kleine Tischchen eine Wasserflasche, einen Siphon, eine Zuderschale und die Stengelgläser, die sein Adjutant voll Vorhicht mit den gewünschten Flüssigkeiten bis zu einem Drittel, gelegentlich bis zur Hälfte, füllt. Dann wird der Würfelbecher oder das Kartenspiel daneben gelegt. Während Monsieur Dupont die Manilletarten mischt, bereitet sich Monsieur Durand voll Ansdacht seine Grüne und schlürft vorge neigend mit der Nase den Anisdunst ein, der sich aus seinem Glase und den Gläsern der Nachbarschaft aufdringlich verbreitet. Ein ganzes Jeremonell, dem der japanischen Theebereitung nicht unähnlich, geht dem Genusse des Apertifs vorher. Dichter haben es schon in Versen verherlicht, die genau vorzuschreiben, wie das Wasser erst langsam auf den Würfelbecher ge-

trüffelt werden soll, durch den es in die grüne Flüssigkeit im Glase rinnt, bis diese sich in ein milchig trübes Gemisch verwandelt.

Noch immer behauptet der grüne Apertif eines giftigen Krantes den ersten Rang unter den flüssigen Giften, die der Franzose unter dem Namen Apertifs vor jeder Mahlzeit zu sich zu nehmen pflegt, unter dem Vorwand, damit seinem Verdauungsapparat die Arbeit zu erleichtern, während in Wirklichkeit alle die Bittern, die Schöpfen, die diabolischen Mischungen und vor allem jener Trank, der der grünen Stunde den Namen gegeben hat, in Magen, Darm und Sdabel die wütheste Unordnung anrichtet. Dann sie enthalten nicht nur einen sehr hohen Prozentsatz Alkohol, sondern daneben noch scharfe Pflanzengifte. Diese können um so nachhaltiger wirken, als sie stets auf nüchternen Magen genossen werden, und zudem bleibt es selten bei einem „Tagenöfner“, denn in Frankreich, wie in England befehlt die üble Sitte des Rundentrinkens.

Frankreich steht im Verbruch von Alkohol, worunter der Franzose Wein und Bier nicht mitbegreift, weitaus an der Spitze aller Staaten Europas. Dafür beizt es auch eine blühende, durch Geseßgebung und Steuern kaum ghemmte Giftdunstindustrie, ein prosperierendes Schankgewerbe, um das es von allen Schnapsfabrikanten und Aneipwriten Europas beneidet werden kann. Sdier jedes Tabaksbüro der Regie, jeder schmierige Kleinlohlenhändler an der Sdte, jeder kleine Krämer hat seinen kleinen Ausschank.

Wer gewohnt ist, im Abhnt der Sorgenbrecher zu finden, hat am Weine nicht mehr großes Gefallen. Im besten Falle gönnt man sich beide Genüsse einträchtlich nebeneinander. Will man wissen, wie ein Durchschnittsarbeiter mit einem Verdienst von 9 Franc in Paris lebt? (Dieser Verdienst muß, da durchschnittlich 112 Tage durch Feiertage, Streiks usw. wegfallen, natürlich um einiges gekürzt werden.) Wenn unser Mann morgens früh zur Arbeit geht, genehmigt er sich zunächst ein lüchtiges Stück Brot mit einem Glase Weißwein; etwas später folgt an der Bar ein Kaffee mit obligatem Schnapschen; vor dem Frühstück, das man in der Nähe des Wertplatzes einnimmt, kommt ein Apertif; das Frühstück begleitet ein gutes halbes Liter Wein, dann folgt abermals Kaffee mit Schnapschen; um drei Uhr eine kleine Erholungspause, gewürzt durch zwei gute Gläser Weiss. Nach Feierabend beizt man sich zum Apertif, wobei es kaum 9 bei einem Glase bleibt, dann kehrt der selbe Mann beim zur lebenden Gattin, die das Mahl bereits gerüstet hält; natürlich darf auch hier der Wein nie als Begleiter fehlen. Wohlgeheimt, das ist die Tagesordnung eines normalen, soliden Mannes. Man sieht daraus, wieviel am Sdentsische geepfert wird, meist auf Kosten rationaler Ernährung. Just du Apertifs haben ja die von vielen achtbühige Eigenschaften, die natürlichen Geisße des Magens zu betäuben, den Appetit, den sie angeblich reizen sollten, umzubringen. Aber daß auch ein robuster Magen schließlich die Wirkungen solchen Regimes verspürt, ist kein Wunder. Wertmeister verdiebener Gewerbe bringen den Niedergang der physischen Leistungsfähigkeit ihrer Arbeit direkt mit dem früher ungetankten Verbrauch großer Mengen alkoholischer Giftdunke in Verbindung.

In Kleinbürgerlichen Kreisen herrscht im ganzen eine erheblich ökonomischere Wirtschaft als bei der Arbeiterklasse, die sich keine großen Zukunftsorgen macht. Aber auch im bürgerlichen Haushaltsbudget taucht als ständige Rubrik ein, bis zweimal täglich der Apertif auf, der für den Franzosen nun einmal zum unentbehrlichen Genusmittel geworden ist. Lieber dem Magen die Nahrung vertragen, als auf den Magenöffner zu verzichten! Lieber die Stunde des Sdens, als die grüne Stunde verpassen, wo sich unterm scharf betäubenden Geruch des Apertifs aller Veger des Tages, alle Sorge für eine kurze Weile verflüchtigen. Wen die grüne Fee jedoch fest in den Krallen hat, den läßt sie den kurzen Glückstausch nachher grimmig hüßen. Die Strafe ist nicht der Magenjammer wie nach gewöhnlichem Alkoholgenuß, sondern eine Folge nachhaltiger komplizierter Lähmungserscheinungen, von denen hintereinander die Funktionen des Körpers, Muskeln, Sinne, Gehirn, befallen werden, bis schließlich das Opfer unheilbarem Wahnwinn verfällt. Eins der ersten Opfer war Alfred de Musset, der geniale Lyriker, dessen hundertsten Geburtstag Frankreich dieser Tage feierte. Ein Verlaine, ein Maupassant und viele andere sind dem Dichter in die gleiche des Wahnwinn auf dem gleichen Wege gefolgt.

In Atlantic City hat eine Frau einen Polizisten als Dant auf beide Wangen geküßt, als er ihr einen verlorenen Schmutz zurückbrachte. Da brauchte er sich nicht einmal den Mund zu wischen.